

Inhalt

Schwerpunktthema: Masken des Bösen

Briefwechsel der Herausgeber über die
Rede vom »Bösen«
Statt eines Editorials
ROLF HAUBL & FERDINAND SUTTERLÜTY

Wider die Dämonisierung des Bösen
Theologisch-anthropologische Einsprüche
WOLFGANG PALAVER

Der infame Souverän
Figurationen des Bösen in Shakespeares
Richard III
ACHIM GEISENHANSLÜKE

An den Grenzen des Rechts
Über die Bedeutung »des Bösen« in freien
Gesellschaften
BENNO ZABEL

Die Jagd nach dem Bösen
FRANZiska LAMOTT

»Böse« ist nicht nur ein Wort
HELGA CREMER-SCHÄFER

Die neurowissenschaftliche Suche nach
dem Bösen

TORSTEN HEINEMANN 81

»Wir töten nicht durch Gift« 95

Psychoanalytisch-sozialpsychologische
Überlegungen zur Grausamkeit der NS-Taten

17 JAN LOHL

Die Psychoanalyse und das Böse 107

Zum Todestrieb – oder was es heißt, »seine
Seele zu verkaufen«
ROBERT HEIM

Freier Beitrag

43 Anwesenheit und Abwesenheit im
Transitbereich der Weltgesellschaft 125
Überlegungen zu einem deterritorialen,
transkulturellen Raumkonzept

59 IRIS CLEMENS

71 Rezensionen 139

Zeitschrift »psychosozial« im Psychosozial-Verlag

Herausgeber: Michael B. Buchholz, Pradeep Chakkarath, Oliver Decker, Jörg Frommer, Benigna Gerisch, Rolf Haubl, Marie-Luise Hermann, Vera King, Carlos Kölbl, Joachim Küchenhoff, Jan Lohl, Katja Sabisch, Jürgen Straub und Hans-Jürgen Wirth

Ehemalige Herausgeber: Hellmut Becker, Dieter Beckmann, Iring Fetscher, Hannes Friedrich, Hartmut von Hentig, Albrecht Köhl, Kathrin Mörtl, Annegret Overbeck, Horst-Eberhard Richter, Hans Strotzka, Ambros Uchtenhagen, Eberhard Ulich, Jürg Willi, Gisela Zenz und Jürgen Zimmer

Mit Heft I/2014 fusionierte die Zeitschrift »Psychotherapie & Sozialwissenschaft« mit der Zeitschrift »psychosozial«.

Geschäftsführender Herausgeber: Dr. Pradeep Chakkarath, Ruhr-Universität Bochum, Sozialtheorie und Sozialpsychologie, GB 03/41, D-44780 Bochum, E-Mail: Pradeep.Chakkarath@rub.de

Redaktion: Dr. Marie-Luise Hermann, Rychenbergstr. 26, CH-8400 Winterthur,
E-Mail: mlhermann.praxis@bluewin.ch

Abo-Verwaltung: Telefon 06 41 - 96 99 78 18, E-Mail: bestellung@psychosozial-verlag.de

Verlag: Psychosozial-Verlag, Walltorstraße 10, D-35390 Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de, www.psychosozial-verlag.de

Umschlaggestaltung: nach Entwürfen des Ateliers Warminski, Büdingen

Umschlagabbildung: Arnulf Rainer: »Zensur«, 1959/60, Öl auf Leinwand mit Karton hinterlegt © Arnulf Rainer; courtesy Sammlung Essl, Klosterneuburg/Wien

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

Bezugsgebühren: Für das Jahresabonnement EUR 49,90 (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Studentenabonnement 50% Rabatt (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Lieferungen ins Ausland zuzüglich Mehrporto. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Preis des Einzelheftes: EUR 19,90.

Bestellungen richten Sie bitte direkt an den Psychosozial-Verlag oder wenden Sie sich an Ihre Buchhandlung.

Anzeigen: Anfragen bitte an: anzeigen@psychosozial-verlag.de

Copyright: © 2016 Psychosozial-Verlag, Gießen

Erscheinungsweise: Viermal im Jahr

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, bleiben vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Manuskripte: Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten (in zweifacher Ausfertigung) ein. Mit der Annahme des Manuskriptes erwirbt der Verlag das ausschließliche Verlagsrecht auch für etwaige spätere Veröffentlichungen.

Datenbanken: Die Zeitschrift »psychosozial« wird regelmäßig in der Internationalen Bibliographie der geistes- und sozialwissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur (IBZ – De Gruyter Saur) und in der Publikationsdatenbank PSYNDEX des Leibniz-Zentrums für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID) erfasst.

CIP-Einheitsaufnahme der Deutschen Bibliothek: Psychosozial. – Gießen: Psychosozial-Verl. Erscheint jährlich viermal – Früher im Rowohlt-Taschenbuch Verl., Reinbek bei Hamburg, danach in der Psychologie Verl. Union, Beltz Weinheim. – Erhielt früher Einzelbd.-Aufnahme. – Aufnahme nach 53. Jg. 16, H. 1 (1993).

ISSN 0171-3434

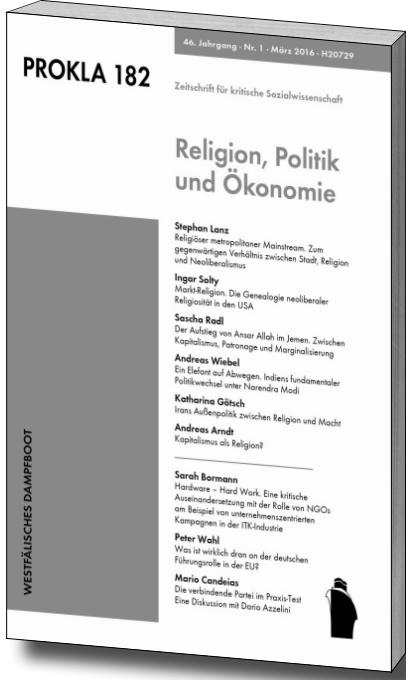
**Abonnement-Verwaltung: Bitte teilen Sie dem Verlag bei
Adressänderungen unbedingt Ihre neue Anschrift mit.**

Schwerpunktthema:

Masken des Bösen

**Herausgegeben von Rolf Haubl
und Ferdinand Sutterlüty**

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

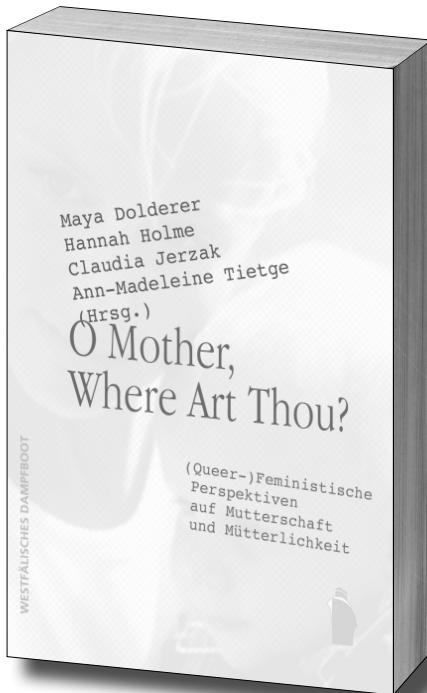


PROKLA 182
Religion, Politik und Ökonomie

2016 - 168 Seiten - 14,00 €
ISBN: 978-3-89691-382-1

Die Bedeutung von Religion erfährt nicht nur „von oben“ eine Renaissance, sondern auch an der Basis ist eine „Wiederkehr der Religiosität“ zu beobachten, der Hinweis auf den Prozess der Säkularisierung in der Moderne drückt sich deshalb um die Frage, inwieweit es nicht gerade spezifische Erscheinungen kapitalistischer Entwicklung waren, die zu gesellschaftlicher Desintegration und religiöser Hinwendung beitragen.

PROKLA - Abonnement:
keine Ausgabe verpassen,
weniger bezahlen!



Maya Dolderer, Hannah Holme, Claudia Jerzak, Ann-Madeleine Tietge (Hrsg.)

O Mother, Where Art Thou?
(Queer-)Feministische Perspektiven
auf Mutterschaft und Mütterlichkeit

2016 - 217 S. - ca. € 24,90
ISBN: 978-3-89691-844-4

Bis heute ist ein zentrales feministisches Anliegen, weibliche Lebensentwürfe jenseits der Mutterschaft denkbar zu machen sowie alternative Formen von Mutterschaft und Mütterlichkeit zu entwerfen und zu leben.

www.dampfboot-verlag.de

Briefwechsel der Herausgeber über die Rede vom »Bösen«

Statt eines Editorials

Rolf Haubl & Ferdinand Sutterlüty

Frankfurt am Main, den 9.2.2016

Lieber Ferdinand,

nach einer bekannten Liedzeile ist »das Böse immer und überall«: Sieht man sich derzeit auf dem Buchmarkt und im Internet um, dann gewinnt man den Eindruck, es sei, wenn nicht in aller, so doch in vieler Munde. Warum aber ist, falls mein Eindruck zutrifft, »das Böse« so populär? Vielleicht fängt der Begriff eine bestimmte kollektive Stimmung ein, eine Stimmung globaler Bedrohung und Gefährdung, die viele Menschen ohnmächtig macht, weil sie nicht genau zu sagen wissen, was genau die Ursachen für ihre Stimmung sind. Da kommt ein Begriff wie »das Böse« gerade recht, kann er doch unterschiedslos auf alle Gefühle, Gedanken und Handlungen angewendet werden, die negativ, mehr noch: destruktiv sind.

Nimmt man die Liedzeile beim Wort, dann ist »das Böse« unausweichlich. Aber trifft das wirklich zu? Selbst wenn man betont, dass »das Böse« in dem Sinne eine anthropologische Universalie markiert, dass der Gattung Mensch alle nur erdenklichen Grausamkeiten zuzutrauen sind, so wird man dennoch nicht behaupten können, Menschen seien immer und überall »böse«. Näher an der Wahrheit dürfte es sein, bestimmte Bedingungen anzunehmen, die Menschen »böse« machen. Ist von »dem Bösen« die Rede, dann suggeriert dies, man könne auf entsprechende Bedingungsanalysen verzichten.

Wenn wir von »dem Bösen« sprechen, dann meinen wir eine intendierte exzessive Schädigung anderer Menschen, die ohne schlechtes Gewissen erfolgt und – ist sie vollzogen – weder ein nachträgliches Bedauern noch Reue her-

vorruft. Aus der Perspektive des Geschädigten führt die Wahrnehmung, Opfer einer »bösen« – vom »Bösen« motivierten – Intention geworden zu sein, zu einem Aussetzen des Verstehens- und Verständigungsprozesses. Wenn »das Böse« kommunikativ nicht einholbar ist, bleiben sich Täter und Opfer fremd. Durch die Nominalisierung »böser« Gefühle, Gedanken und Handlungen zu »dem Bösen« ist selbst der Täter ein Stück weit entlastet, weil auch er nicht das Subjekt der Ereignisse ist, hängt er doch an den Marionettenfäden einer Instanz, die ihn zu seinen schädigenden Intentionen zwingt, selbst wenn er glauben sollte, sich frei zu entscheiden.

Wenn ein Mensch in diesem Sinne als »böse« gilt, dann erscheint es denen, die unter ihm leiden, und denen, die dieses Leiden beobachten, als fraglos gerechtfertigt, auf Verstehens- und Verständigungsbemühungen zu verzichten und stattdessen mit maximaler Härte gegen ihn vorzugehen, wenn sie seiner habhaft werden. Macht »das Böse« aus Menschen Marionetten, so hält diese Zuschreibung einen heimlichen Gewinn bereit. Und der besteht in einer möglichen exkulpierenden Funktion der Kategorie: Wer einer fremden Kontrolle ohnmächtig unterworfen ist, die hinter seinem Rücken wirkt, der hat auch nur eine eingeschränkte Verantwortung.

Dass »das Böse« keine wissenschaftliche Kategorie ist, dürfte unstrittig sein. Sie erklärt nichts. Im besten Fall fordert ihr Gebrauch dazu auf, nach Gründen und Ursachen zu suchen, die zweifelsfrei erklären, wie es zu Ereignissen gekommen ist, die wir »böse« nennen. So gesehen, dient »das Böse« als Platzhalter, der so lange bestehen bleibt, wie überzeugende Kausalerklärungen fehlen.

Wenn »das Böse« als Platzhalter fungiert, um anzudeuten, dass die bisherigen wissenschaftlichen Erklärungen einen verstörenden Rest lassen, dann kann ein solcher Platzhalter auch ideologische Funktionen erfüllen. Dann regt er nicht an, nach erklärenden Gründen und Ursachen zu suchen, sondern diese Suche einzustellen, bevor sie starten kann, damit prinzipiell identifizierbare Faktoren einer kritischen Diskussion entzogen werden.

Wenn Ego Alter erschlägt, dann gibt es dafür Gründe. Zumindest unterstellen wir das in der Regel. Solche Gründe können sein: Ego hatte aufgrund seiner Herkunft im Laufe seines Lebens nur minimale Chancen, an die Güter zu gelangen, die in seiner Lebenswelt begehrte sind. Er hält das für ungerecht, weil er sich, wenn auch vergeblich, angestrengt hat, sie auf legalem Weg zu erwerben. Alter besitzt diese Güter, ohne sich groß anstrengen zu müssen, weil er in viel bessere soziale Verhältnisse hineingeboren wurde. Und da Ego keinen anderen Weg sieht, an diese Güter zu gelangen, die ihm, davon ist er überzeugt, wie jedem anderen zu stehen, erschlägt er Alter und raubt ihm dessen Besitz. Nach Gründen und Ursachen für Ereignisse wie einen solchen Mord oder Totschlag zu suchen, heißt: eine Geschichte zu erzählen, die uns – in der (wissenschaftlichen) Beobachterposition – eine Rationalisierung der Ereignisse bietet, sie folglich so zu erzählen, dass die geltende soziale Ordnung wiederhergestellt wird, die andernfalls an normativer Kraft verlieren würde.

Nun ist ein Mord oder Totschlag nicht per se »böse« oder mehr noch: nicht per se eine Manifestation »des Bösen«. Begnügt sich Ego damit, Alter zu bestehlen, um die benedeten Güter an sich zu reißen, bleibt er im Rahmen einer Zweck-Mittel-Relation, die mit sparsamen Mitteln auskommt, um den Zweck zu erreichen. Auch Mord und Totschlag können in diesem Sinne sparsame Mittel sein. Was aber, wenn sich Ego damit nicht begnügt, sondern Alter quält, was er nicht tun müsste, nur um an den Besitz von Alter zu gelangen! Meist sprechen wir dann von einer Unverhältnismäßigkeit der gewählten Mittel, wobei der Begriff normative Implikationen hat, da Verhältnismäßi-

gigkeit nicht ohne Bezug auf eine Normalform bestimmt werden kann. Freilich gilt: Geht man von anderen Zwecken aus, verändert sich auch die Verhältnismäßigkeit der Mittel. Dann quält Ego Alter nicht nur, um an dessen Besitz zu kommen, sondern um sich zugleich sadistische Lust zu verschaffen. Juristen sprechen in einem solchen Zusammenhang gerne von »niederen« Motiven, was eine normative Motivationshierarchie unterstellt.

Ich denke, dass oft dann »das Böse« als Erklärung bzw. Platzhalter für Erklärungen aufgerufen wird, wenn die zu erklärenden Gefühle, Gedanken und Handlungen »unvorstellbar« sind. Wenn etwa von »unvorstellbarer Grausamkeit« die Rede ist, dann verweist dies auf eine bestimmte Psychodynamik: Der (wissenschaftliche) Beobachter ist sehr wohl dabei, sich vorzustellen, was geschehen ist, wird zugleich aber derart von Angst überflutet, dass er alle weitergehenden Vorstellungen hemmt, um nicht einen völligen Zusammenbruch seiner Kontrollillusion zu erleiden. Allerdings wird nicht selten eine Ambitidenz zwischen Hinssehen und Wegsehen bleiben. Durch das, was Ego Alter hat erleiden lassen, zwingt er den Beobachter, sich einer – empathisch vermittelten – Lebensbedrohung auszusetzen: Wenn eine Grausamkeit wie in dem beobachteten Fall möglich ist, dann ist sie womöglich immer und überall möglich, weil sie zur *conditio humana* gehört. Gehört sie dazu, dann ist auch der Beobachter nicht frei davon, weshalb es zu einer Auseinandersetzung mit Fällen »unvorstellbarer Grausamkeit« fast zwangsläufig gehört, sich zu fragen, ob man selbst fähig wäre, Alter so leiden zu lassen, wie es Ego getan hat, der seinerseits womöglich sein Tun gar nicht als Grausamkeit erlebt, schon gar nicht als unvorstellbare, da er sie ja bereits begangen hat. Das dürften dann auch die Fälle sein, die uns als Beobachter am meisten erschüttern: Fälle, die uns mit der Vorstellung konfrontieren, es könnte eine soziale Ordnung geben, in der die beobachteten Grausamkeiten nicht nur vorstellbar, sondern alltäglich wären.

Herzliche Grüße
Rolf

Edinburgh, 21. Februar 2016

Lieber Rolf,

lass mich erst einmal Deine, wie ich finde, ganz formidable Beobachtung aufgreifen, dass »dem Bösen« in unserem säkularen Sprachgebrauch die Funktion eines Platzhalters zukommt. Diese Idee möchte ich noch ein wenig weitertreiben, um dann eine Rückfrage an Dich zu richten.

Zunächst einmal stimme ich darin völlig mit Dir überein, dass wir »das Böse« heute insbesondere mit Gewalt verbinden und mehr noch mit besonders perfiden Arten ihrer Ausübung, mit uns abartig erscheinenden Motiven der Gewalt oder mit ihren desaströsen Folgewirkungen. Dabei gibt es gewiss recht unproblematische Verwendungsweisen der Kategorie des Bösen: etwa wenn wir eine grausame Gewalttat als »ausnehmend böse« beschreiben, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass wir sie aus tiefstem Grunde ablehnen oder als besonders widerwärtig empfinden; wenn wir mit Schiller auf den »Fluch der bösen Tat« verweisen, um auf die häufig sich selbst verstärkende Dynamik der Gewalt aufmerksam zu machen; oder wenn wir von »börsartigen Strukturen« sprechen, in denen die Verantwortung für Leid und Tod so stark in den Kapillaren bürokratischer Ordnungen oder ökonomischer Zusammenhänge diffundiert, dass niemand mehr recht als Verursacher identifiziert werden kann. In all diesen Fällen bleibt der Platzhalter als solcher erkennbar. Die Verwendungskontexte verwischen nicht, dass wir vom »Bösen« in uneigentlicher Rede sprechen. In derselben Weise können wir beispielsweise auch sagen, die Unordnung auf dem Schreibtisch sei eine »lässliche Sünde«, während die gebratene Gans wegzwerfen einer »Todsünde« gleichkäme. So zu sprechen ist nur möglich, weil uns der Begriff der Sünde und seine internen Differenzierungen fremd geworden sind. Ungeachtet seiner unverfänglichen, offenkundig metaphorischen Verwendungsmöglichkeiten verhält es sich beim »Bösen« indessen doch etwas anders.

Zumindest in der Alltagssprache, das siehst Du wahrscheinlich ähnlich, wird die Kategorie des Bösen nämlich vor allem dann benutzt,

wenn eine massive Abwehrreaktion im Spiel ist. Wer angesichts extremer Gewalt schon vor dem Verstehenwollen zurückschreckt, heftet dem Geschehen »das Böse« als geheimnisvolles Attribut an oder sieht es als verborgene Ursache des Unbegreiflichen. Dann wird der Platzhalter toxisch, genau wie Du das beschreibst: Ominöse Ursachen erscheinen als der Gewalt letzter Grund, die sich als unfreiwillige Botschafter fremder Mächte begreifenden Täter können sich ihrer Verantwortung entledigen, Dritte können sich gegenüber der menschlichen Ebenbildlichkeit des Verbrechers und der sozialen Bedingtheit seines Tuns verschließen. Dann verhext die Rede vom Bösen unser Denken. Der Platzhalter verliert seine Neutralität und hat nicht mehr die Bedeutung eines Fragezeichens, das solange stehen bleiben kann, bis wir eine befriedigende Kausalerklärung gefunden haben, sondern gibt selbst vor, eine Erklärung zu sein. Freilich kann diese Erklärung dann letztlich kaum mehr als der Name für ein Rätsel sein.

Warum aber gebrauchen wir in der westlichen Welt immer noch einen Begriff, der sich bestenfalls für die Bildung von Metaphern eignet, die von den Bedeutungshorizonten weitgehend untergegangener Sakralsprachen zehren? Warum gibt es in unserer Kommunikation immer noch so häufig den Verweis auf das Böse? Ich denke, der tiefste Grund dafür ist darin zu suchen, dass die moderne Welt – bei aller Rede von Diversität und Pluralität – immer noch einige kollektiv geteilte normative Grundprinzipien kennt, die wir als so fundamental für das gesellschaftliche Zusammenleben erachten, dass ihr Bruch uns gewissermaßen den Boden unserer Zivilisation unter den Füßen wegzieht. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn das Gewaltabu gebrochen wird, und mehr noch, wenn es in bestimmter Weise gebrochen wird: Wenn die Gewalt mitnichten als notwendig für einen höheren Zweck oder als das kleinere Übel gesehen werden kann; wenn sich ein Täter virtuos in seine Opfer einfühlt, um sie dann umso sadistischer quälen zu können; oder, im Gegenteil, wenn eine Meuchlerin gefühllos und kalt mordet, ohne auch nur Anstalten zu machen, sich um ei-

ne mögliche Rechtfertigung zu scheren. Das sind die Situationen, in denen wir in die Falle des Sprachspiels mit »dem Bösen« gehen, das nichts erklärt, wie Du völlig zu Recht schreibst, lieber Rolf, sondern nur vernebelt. Deswegen kann es auch nur ein Fehler sein, wissenschaftlich von der zugleich schillernden und opaken Kategorie des Bösen und ihrer alltagssprachlichen Verwendung profitieren zu wollen, wie das offenkundig die Neurowissenschaft versucht.

Die Frage kann demnach nicht mehr darin bestehen, was sich durch den Terminus des »Bösen« besser begreifen lässt, sondern nur noch darin, warum wir ihn verwenden, obwohl sein Gebrauch uns kognitiv offenkundig nichts außer Probleme einbringt. Die Invokation einer Semantik des Bösen mag dafür geeignet sein, um eine präventive Politik gegen Terrorismus durchzusetzen oder eine punitive Behandlung von Sexualstraftätern voranzutreiben. Dann dient der Verweis auf »das Böse« aber nicht einem wie auch immer gearteten Erkenntnisgewinn, sondern ist auf performativen Wirkungen aus. Indem mit einer Rhetorik des Bösen insinuiert wird, dass Terroristen oder Sexualstraftäter von fremdartigen und unveränderlichen Motiven durchdrungen, ja besessen sind, soll zum Ausdruck gebracht werden, dass wir bei ihnen und ihretwegen rechtsstaatliche Standards herabsetzen oder therapeutische Erwartungen in den Wind schlagen müssen.

Dabei mögen aggressive Impulse und Projektionen eine große Rolle spielen, ein Element in der Verwendung von Ausdrücken aus dem Wortfeld des »Bösen« scheint aber stets auch eine starke Wertung zu sein, die direkt mit den grundlegendsten normativen Prinzipien unserer Kultur zusammenhängt. Die Anerkennung der physischen Integrität des anderen ist ein wesentlicher Teil dieser elementaren Schicht unseres kollektiven Selbstverständnisses, weshalb viele Formen der Gewalt gegen Menschen ein geradezu inkorporiertes Widerstreben hervorrufen, das leicht dazu verführt, den Täter oder die Täterin als Inkarnation »des Bösen« zu betrachten. Es muss, so die Vorstellung, etwas »hinter« seiner oder ihrer Tat sein, was ihn oder sie von uns unterscheidet. Diese Frage

nach dem »Dahinter« können wir nicht einfach abstellen, weil wir aufgrund der normativen Verfasstheit der sozialen Welt wissen müssen, was Individuen, Gruppen und Organisationen dazu bringt, die grausamsten Taten zu begehen und unsere fundamentalsten Werte mit Füßen zu treten.

Die Frage nach dahinterliegenden Motiven und Ursachen mag unser Denken verhexen und vernebeln, wenn diese mit »dem Bösen« in Verbindung gebracht werden, aber die umgekehrte Reaktion, nämlich auf die Suche nach dem Dahinterliegenden einfach zu verzichten, führt ebenfalls, wenn nicht noch viel weiter in die Irre. Es kann, wie ich jetzt demonstrieren will, in eine Mystifizierung der Gewalt münden, die ihrerseits die diskursive Position der alten Rede von »dem Bösen« einnimmt, indem die Gewalt gleichsam zu einem selbstständigen Aktanten geadelt wird. Der Platzhalter wird mit dem identisch, wofür er steht, und beginnt selbst zuzuschlagen.

Unlängst hat sich Jan Philipp Reemtsma in *Mittelweg 36* darüber gewundert, dass wir bei Gewalt immer danach fragen, was dahintersteckt, was die wirklichen Motive sind etc. Er glaubt, wir tun es deswegen, um uns das Offensichtliche durch »Verrätselung« der Gewalt vom Leibe halten zu können. Das kommt gewiss vor, etwa wenn wir auf »das Böse« verweisen. Starren wir jedoch nur auf das offenkundig Beobachtbare, verrätseln wir die Gewalt erst recht, auch wenn es zunächst einen hübschen und provokant wirkenden Verfremdungseffekt haben mag. Gewalt als mechanischen Vorgang zwischen Körpern zu beschreiben.

Ganz in diesem Sinne unterscheidet Reemtsma in seinem Buch *Vertrauen und Gewalt* bekanntlich zwischen drei Gewalttypen nach der Art und Weise, wie Körper darin aufeinander einwirken: Bei dem, was Reemtsma als »plazierende Gewalt« bezeichnet, werden Körper gewaltsam im Raum fixiert oder bewegt, ohne dass diese Körper als solche das direkte Ziel der Aktion wären. Das sei das besondere Kennzeichen »raptiver Gewalt«, die den Körper des anderen haben und ihn für die eigene sexuelle oder anderweitig sadistische Befriedigung benutzen will. Die von Reemtsma so genannte

»autotelische Gewalt« schließlich zielt auf die Zerstörung der Integrität des Körpers und bezeichnet Phänomene, die wir in unserer Kultur als unerklärliches Wüten und sinnlose Grausamkeit zu betrachten geneigt sind.

Als ein bloßes Aufeinandertreffen von Körpern lässt sich Gewalt aber nicht beschreiben, weil sie immer schon im vergesselschafteten Raum der moralischen Urteile und Rechtfertigungen stattfindet. Deswegen reden wir von etwas ganz anderem als dem, was wir alltags-sprachlich »Gewalt« nennen, wenn wir körperliche Vorgänge ohne die mit ihnen verbundenen Bedeutungen darzustellen versuchen – wobei diese Bedeutungen wiederum ihrerseits mit der Handlungssituation, den Intentionen des Täters, dem Erleiden der Opfer, mit medialen Vorbildern und vielem mehr verwoben sein können. Ohne jene Bedeutungen könnten wir nicht einmal Gewalt von Unfällen unterscheiden und müssten zudem die unterschiedlichsten Formen der Gewalt über denselben Kamm scheren, nur weil sie sich im äußerem Ablauf ähnlich sehen.

Phänomene der Gewalt nur minutiös zu beschreiben, statt sie zu erklären, das ist die programmatische Idee, die Reemtsma vorschwebt. Aber das ist bei Gewalt unmöglich, weil zu dem, was wir eine Beschreibung von Gewalt nennen, bereits eine intentionale, situative und unter Umständen kausale Erklärung dazugehört. »Warum-Fragen« werden nicht, wie Reemtsma meint, durch die Tatsache müßig, dass die »Attraktivität eines Gewaltmilieus« als Erklärung für gewaltsgesames Handeln ausreichen kann. Denn diese Beschreibung ist bereits eine Teilantwort auf eine Warum-Frage, die von Reemtsma selbst dann noch durch den Hinweis auf ein »Grandiositätsangebot« durch die Zugehörigkeit zu einer gewalttätigen Gruppe komplettiert wird. Abgesehen davon, dass hier durch die Hintertür herkömmliche Bedeutungszuschreibungen und Motivationsketten wieder ins Spiel kommen, verleitet der Verzicht auf die Frage nach Sinn, Bedeutung und Verursachung der Gewalt zu neuen Mystifikationen.

Besonders stark tritt diese Tendenz in Wolfgang Sofskys *Traktat über die Gewalt* zutage. In dem Gestus, die Wahrheit über un-

sere gewaltsüchtige Spezies auszusprechen, vor der sonst alle Welt mit ihren zivilisatorischen Illusionen furchtsam zurückweicht, diagnostiziert er verschiedene »Logiken« der Gewalt, von der Folterer und Mörderbanden, Menschenjäger und Kinderschänder jeweils mitgerissen werden sollen. Mehr noch, es scheint so, als könnten wir alle gleichermaßen und jederzeit von dieser Eigenlogik der Gewalt erfasst werden. Verzichten wir jedoch auf das ganze Dahinter – Dispositionen und Intentionen der Täter, ihre vorgeblichen und verborgenen Motive, ihre biografischen Hintergründe und sozialen Lebensbedingungen etc. –, wird schnell die Gewalt selbst zu einem handlungsfähigen Kollektivsubjekt, das die einzelnen Akteure in ihren Bann schlägt. Das nicht weiter reduzierbare »Böse« wird dann, wie es Sofsky im Titel eines jüngeren Artikels im *Kursbuch* ausgedrückt hat, »zum eigentlichen Element«. Deswegen schreibt er: »Für böse Überraschungen ist der Mensch immer gut.«

Hier wird Gewalt durch Verzicht auf die Suche nach dem Dahinter zu einem sich selbst hervorbringenden Geschehen und damit sozusagen selbst zu einer Teufelsmacht, die sich der einzelnen Subjekte bedient und durch sie hindurch wirkt. Dieser Versuch, Gewalthandlungen ohne die uns angeblich nur blenden Kategorien von Sinn und Bedeutung zu beschreiben, führt umso tiefer in ein mystifizierendes Dunkel. Der Teufel erscheint dann gewissermaßen wieder unter uns.

Wir kommen also in Teufels Küche, lieber Rolf, wenn wir die schier unbegreiflichen Aspekte exzessiver Gewalt zum Anlass nehmen, der Suche nach den dahinterliegenden Motiven, Gründen und Ursachen einfach ganz zu entraten. Das lässt uns nur umso sicherer in die kognitive Regression abgleiten und verstrickt uns in das metaphysische Spiel mit dem Bösen.

Wir haben nun beide recht freihändig darüber nachgedacht, wie in der Alltagssprache und im wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Begriff des Bösen auf Gewaltphänomene angewandt wird. Mir fehlen da etwas die Institutionen, deren Rekurs auf »das Böse« und verwandte Begriffe stets in spezifische, zum

Teil inoffizielle Praktiken eingebettet und mit bestimmten Zwecken verbunden ist. Aber das leisten ja einige der Beiträge in unserem Band.

Am Ende meines heutigen Schreibens möchte ich stattdessen einen Passus aus Deinem Brief aufgreifen, der sich mir nicht ganz erschließt, aber weitreichende Implikationen zu haben scheint. Du sagst dort, die Suche nach Gründen und Ursachen für tödliche Gewalt müsse stets in eine derartige Erzählung überführt werden, »dass die geltende soziale Ordnung wiederhergestellt wird, die andernfalls an normativer Kraft verlieren würde«. Das ist erklärungsbedürftig, mein Lieber. Du scheinst daran etwas problematisch und kritikwürdig zu finden, aber was genau? Darf ich gespannt auf Deine Erklärung sein?

Ferdinand, mit herzlichen Grüßen.

Frankfurt am Main, den 19. März 2016

Lieber Ferdinand,

die Passage, die Du aus meinem Brief zitierst, versteh ich erst einmal als eine Bestätigung Deiner Position: Auch ich gehe davon aus, dass die Suche nach Erklärungen – in meiner Diktion: nach überzeugenden Narrativen – unverzichtbar ist. Und zwar deshalb, weil es unsere soziale Ordnung gefährdet, wenn wir keine finden, zumindest keine, die uns überzeugt. Oder dramatischer formuliert: Solche Narrative ziehen und befestigen eine Grenze, die uns davor bewahrt, dem Chaos anheim zu fallen. Und nichts schreckt uns mehr als der Verlust von Ordnung. Dass diese Ordnung nicht nur eine epistemische, sondern immer auch eine normative ist, davon gehe ich ebenso aus wie Du. Was ich sagen will: Bei Gewalttaten, die unsere Vorstellung sprengen, steht mehr auf dem Spiel als der Einzelfall. Sie sind »böse«, weil sie unsere Fähigkeit, ein überzeugendes Narrativ zu konstruieren, herausfordern und mehr noch: zu überfordern drohen.

Da es für uns existenziell ist, unsere Angst vor dem Chaos zu bewältigen, indem wir die bedrohte soziale Ordnung durch den Gebrauch überzeugender Narrative wiederherstellen, werden wir Erklärungen konstruieren, die – und das

ist die Pointe meines Argumentes – nach dem Motto funktionieren: Besser irgendeine Erklärung als keine Erklärung! Und zwar deshalb, weil es nicht in erster Linie um Wahrheit, sondern um Beruhigung geht. Wenn nur diejenigen Erklärungen beruhigen, die überzeugen, dann ist es eine empirische Frage, wovon es abhängt, dass sie überzeugen.

Dazu, lieber Ferdinand, eine autobiografische Reminiszenz. Einer meiner akademischen Mentoren war ein renommierter, psychoanalytisch orientierter Strafrechtsgutachter, dem ich eine Zeit lang bei seiner Arbeit über die Schulter schauen durfte. Es war eine Zeit, in der Gutachter von Gewalttätern sehr häufig das Argument des *broken home* gebrauchten, um deren Taten zu erklären – und Strafminde rung zu erwirken. Da es in vielen Fällen genau so wirkte, tauchte es in vielen Gutachten der Verteidigung auf. Aber es verbrauchte sich, verlor an Überzeugungskraft – und wurde deshalb seltener gebraucht. Ich weiß nicht, ob es empirische Untersuchungen zu dieser Beobachtung gibt. Aber das ist nebensächlich. Mir geht es um den Hinweis, dass Erklärungen – wie soll ich sagen – nicht zuletzt rhetorische Figuren sind, deren Wirkung sich kontextspezifisch entfaltet. So gesehen, ist »das Böse« für mich nicht nur ein Platzhalter für säkulare Erklärungen, sondern auch ein – metaphorischer! – Repräsentant des Restes an Nicht-Erklärbarem, der bleibt, weil keine Erklärung lückenlos ist.

Lieber Ferdinand, ich hoffe, meine Ausführungen haben an Präzision gewonnen. Lass mich zudem noch einen zweiten Anlauf versuchen:

Ich will eine Unterscheidung stark machen, die in der Psychoanalyse üblich ist, nämlich die zwischen einer rationalen und einer rationalisierten Erklärung. Wer rationalisiert, der gibt eine Erklärung nicht ihres Wahrheitsgehaltes wegen ab, sondern aus anderen Gründen. Rationalisierte Erklärungen sind Erklärungen, die Rationalität fingieren, unbewusst aber dem Zweck dienen, bestimmte, vor allem selbstwertdienliche Emotionen hervorzurufen oder zu verhindern, dass bestimmte, vor allem selbstwertschädigende Emotionen, hervorgeru-

fen werden. So könnte man in psychodynamischer Hinsicht sagen, dass jede Erklärung einen Wahrheitswert und einen emotionalen Wert hat. Beide beeinflussen einander, ohne zwangsläufig kompatibel zu sein. Das gilt sowohl für Erklärungen, die ein Akteur sich selbst gibt, als auch für Erklärungen, die er anderen Akteuren anbietet. So kann ich eine Erklärung für falsch halten, weil sie mich ängstigt. Oder umgekehrt: Ich halte eine Erklärung für wahr, weil sie mir meine Angst nimmt.

Das mag für das Alltagsbewusstsein gelten, aber auch für wissenschaftliche Erklärungen? Rationale, vor allem wissenschaftliche Erklärungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie den Einfluss des emotionalen Wertes einer Erklärung in Rechnung stellen und von ihm abzusehen suchen. Freilich ist das immer leichter gesagt als getan. Und so liegt auch bei wissenschaftlichen Erklärungen meist eine Mischung von Wahrheitswert und emotionalem Wert vor, weshalb es eine Daueraufgabe bleibt, den rationalen Gehalt von Rationalisierungen zu finden.

»Böse« und »gut« sind bewertende Ausdrücke, deren Gebrauch sich nicht, so kommt es mir vor, nach ihrem Wahrheitswert, sondern nach ihrem emotionalen Wert bemisst. Mit anderen Worten: Sie dienen als Stimmungsmacher! Die Stimmungen, die sie machen, erzeugen den Eindruck, dass die Normen, die den Bewertungen zugrunde liegen, fraglos, mithin jeglicher Rechtfertigungspflicht entbunden seien.

Lieber Ferdinand, ich würde gerne noch eine Spur aufnehmen, bei der ich noch nicht genau weiß, wohin sie führt. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt bei der Assoziation »des Bösen« mit dem Bruch basaler Zivilisationsstandards, auf die auch Du hinweist. Und sie versucht, die Lust zu verstehen, die »dem Bösen« zugeschrieben wird.

Ich weiß nicht mehr genau, wo ich diese Szene her habe, wohl aus einer Sammlung von Sprüchen, die Kinder machen, wenn sie mit der Sprache spielen. Adventszeit. Das Kind soll die dazu gehörenden Lieder lernen: »Lasst uns froh und munter sein ...« Was es hört, ist aber etwas ganz anderes: »Lasst uns froh und Monster sein ...« Die lustvolle Erregung, die den

Spruch begleitet, verrät, dass dem Kind seine Kreation gefällt. Einmal davon abgesehen, was es wohl bedeutet, dass die Aufforderung der ganzen Familie gilt, es sozusagen aus einer Monsterfamilie stammt, kreiert das Kind eine positiv besetzte Selbstbeschreibung: Es ist froh, ein Monster zu sein. Damit identifiziert sich das Kind mit einer Figur, die anderen Menschen Angst einjagt, was es als seine eigene Stärke verbucht. Wer fähig ist, anderen Menschen Angst einzujagen, braucht selbst keine Angst zu haben. Insoweit das Kind gut erzogen ist, weiß es, dass es das nicht darf. Oder nur zum Spaß. Denn Angst zu machen, gehört zu den »bösen« Handlungen. Das Kind, das ein Monster ist, setzt sich über alle Regeln hinweg. Weil es keine Angst hat. Niemand kann ihm etwas anhaben. Zumindest in der Fantasie nicht. Die Realität sieht anders aus. Das Kind wird unter Strafandrohungen der Erwachsenenwelt gezwungen, ein Über-Ich auszubilden, das ihm bei jeder begangenen oder auch nur vorgestellten Regelverletzung mehr oder weniger intensive Schuldgefühle bereitet. Um solche Unlustgefühle nicht fühlen zu müssen, wird das Kind brav. Es gibt sein Monster-Selbst auf oder verbirgt es. Was bleibt, ist der verpönte Wunsch, über den Regeln zu stehen, sie nach Belieben verletzen zu können, ohne bestraft zu werden, gewissenlos zu sein, sein Gewissen los zu sein.

Die Szene, von der ich ausgegangen bin, ist harmlos, hält aber dennoch, wie ich meine, eine verallgemeinerbare Einsicht parat: Wenn »das Böse« fasziniert, dann deshalb, weil es an diese Größenfantasien röhrt, aber meist vor ihrer Realisierung zurückschreckt. Wer sie realisiert, erleidet einen Realitätsverlust, indem er sich in seinen Fantasien verliert. Zudem ist »böse« zu sein nur in der Täterrolle lustvoll. Sind alle »böse«, dann wird es auch Opfer geben müssen, zu denen aber niemand gehören will.

Bevor ich meinen heutigen Brief an Dich beende, noch ein Kommentar zu meiner Lesefahrung mit dem *Traktat über die Gewalt* von Wolfgang Sofsky, den Du ja – wie auch Reemtsma – kritisierst. Wenn Sofsky Gewalt beschreibt, dann versucht er, dies in größtmöglicher schmerzhafter Detailliertheit zu tun,

zeigt penibel, wie Gewalthandlungen technisch funktionieren. Zumindest bei mir hinterlässt das gemischte Gefühle: Einerseits erschreckt es mich, weil mich seine Beschreibungen dazu zwingen, mir Grausamkeiten und Leiden vorzustellen, die ich mir nicht vorstellen mag. Andererseits fasziniert es mich, was mir dann Scham- und Schuldgefühle bereitet. Denn während ich von Grausamkeiten und Leiden lese, geschieht es zur selben Zeit millionenfach, aber anderen Menschen, nicht mir. Ich bin in die Position eines Voyeurs versetzt. Kann dankbar sein, dass ich in einer gewaltarmen sozialen Ordnung lebe, die ich im Alltag allzu oft für selbstverständlich halte, obwohl ich doch weiß, was tatsächlich in der Welt vor sich geht. Wenn Sofsky Gewalt beschreibt, dann mit dem aufklärerischen Gestus, wir sollen uns keinen Illusionen hingeben, welcher mörderischen und sadistischen Gattung wir alle angehören. Da hingestellt sei, dass er sich dabei selbst als heroischer Denker inszeniert, der illusionslos lebt.

Lieber Ferdinand, da stimme ich ganz mit Deiner Kritik überein. Dennoch: Folge ich meinem Leseprozess, dann wirft er Fragen auf, die mich weiterhin beschäftigen. Nur selten mache ich mir detaillierte Vorstellungen von Grausamkeiten, vielmehr verberge ich mich hinter Abstraktionen. Und selbst die meisten Gewaltfilme schonen uns, gemessen an dem, was tatsächlich geschieht. Im Zivilisationsprozess gehen reale Gewalterfahrungen in virtuelle über, was dazu führt, dass wir geneigt sind, die realen für virtuell zu halten. Stichwort: Amoklauf und Computerspiele. Nun will ich nicht dafür plädieren, die Schrecken so schrecklich darzustellen, wie sie sind, aber doch betonen, dass wir, die wir in einer vergleichsweise gewaltfreien Gesellschaft leben, nicht wirklich wissen, wovon wir reden, wenn wir über Gewalt sprechen, wie wir sie uns vorstellen.

So, lieber Ferdinand, für heute mag es genug sein. Das Briefformat verleitet mich zu sprunghaftem Denken. Ich hoffe, die Sprünge sind nicht zu weit.

Ich grüße Dich herzlich
Rolf

Bad Homburg, 24. März 2016

Lieber Rolf,

mit Deinem Hinweis auf das Kind, das »froh und Monster sein« will, gibst Du mir eine Vorlage, weiter über die vielbeschworene »Faszination des Bösen« nachzudenken. Ich meine, hier muss man analytisch zwischen zwei Grundformen unterscheiden, auch wenn sie empirisch ineinander übergehen mögen. Bei der ersten fasziniert »das Böse« als solches, also die maliziöse Schädigung anderer, gerade weil und insofern es moralisch verwerflich ist. Zweifelsfrei gibt es Beobachter, die sich in dieser Weise mit »bösen« Handlungen identifizieren, aber es geht dabei in erster Linie um eine Akteursperspektive. Bei der zweiten Form ist das Faszinosum nicht primär auf das gerichtet, was dem geschädigten oder malträtierten Opfer geschieht, sondern auf andere Merkmale von Tat und Täter. Ich werde später auf diese zweite, vornehmlich an die Beobachterperspektive geknüpfte Form der Verzauberung durch mitunter furchterlichste Verbrechen zurückkommen.

Aus Studien zu exzessiven Gewalttaten wissen wir, dass es keineswegs nur Täter gibt, die ihr Tun gar nicht als Grausamkeit wahrnehmen, wie Du, lieber Rolf, in Deinem ersten Brief schreibst. Bisweilen zeigt die Rekonstruktion ihrer Motive, dass ihr Handeln – wie sie gelegentlich sogar ausdrücklich sagen – von einer »Lust am Bösen« oder von einer »Freude am Schmerz des anderen« angetrieben wird. Darauf bin ich, wie Du weißt, auch in meiner eigenen Untersuchung zu *Gewaltkarrieren* von Jugendlichen gestoßen. Ein extrem gewalttätiger Skinhead, mit dem ich Ende der 1990er Jahre zwei lange Interviews geführt habe, erzählte mir, dass er sich wünsche, es einem seiner Freunde gleichzutun, der seinem Opfer auf dem Kopf herumsprang und dabei immerzu rief: »Will's knacken hören!« Bei ihm selbst hatte sich eine fast schon suchtartige Gewaltneigung entwickelt, die ihn immer wieder dazu brachte, sich auf die Suche nach willkürlich gewählten Opfern zu machen, die er dann übel zurichtete; in einem Fall, als er einen Mann nach einem Discobesuch vor die herannahende Straßenbahn warf, wäre er beinahe zum Mör-

der geworden. Wiederholt betont er, dass es »Menschen« sind, denen er seine Gewalt angetan habe, und gibt damit zu verstehen, dass ihn der Bruch mit zivilisatorischen Normen zusätzlich motiviert hat. Er entmenschlicht seine Opfer nicht, ja zeigt sogar eine gewisse Empathie, indem er betont, wie »brutal« das für den anderen sein müsse. Die Regeln zu brechen und zu verhöhnen, die wir im zivilen Leben gegenüber »Menschen« – verletzlichen, mit dem Grundrecht auf Unversehrtheit ausgestatteten Wesen – für unverzichtbar halten, motivierte diesen Skinhead erst recht. Es gab ihm ein »ungeheures Machtgefühl«, wie er es ausdrückte, buchstäblich über anderen zu stehen; aber nicht nur das trieb ihn zu immer weiteren Taten, sondern auch die erhebende Überschreitung basaler gesellschaftlicher Regeln – bis hin zu dem Bewusstsein, in Situationen der Gewaltausübung im Extremfall über Leben und Tod eines anderen richten zu können. Das kann man, lieber Rolf, gewiss auch mit dem Begriff des »Größenselbst« beschreiben, den Du in Deinem letzten Brief ins Spiel gebracht hast.

In den Schilderungen eines weiteren Skinheads, der tief in rechtsextremistische Kreise abgedriftet war, treten diese monströsen Größenfantasien noch deutlicher hervor. Er identifizierte sich voller Stolz mit den »bösen Deutschen«, die »sechs Millionen Juden vergast« haben und vor denen alle Welt »Angst haben muss«. – »War eben das Böse«, erklärte er summarisch, »was so fasziniert hat. Das hat mir gefallen, da hat man sich eben als was gefühlt.« Sein gewaltbereiter Habitus ging mit der Vorstellung einher, »oberer Mensch« zu sein, während er die verängstigten Opfer als »untere Menschen« wahrnahm, über die er in seiner finsternen Willkür gebieten konnte.

Gewalttaten, die eine souveräne Überschreitung aller Schranken versprechen, sind indessen schwerlich dauerhaft in das Selbstbild der Täter integrierbar. Die von mir interviewten Intensivtäter beschrieben sich häufig selbst als pathologisch, sprachen von einer »perversen Ader« oder fühlten sich in einer bedrohlichen Nähe zu einem unkontrollierbaren Typus, den sie den »Psycho« nannten.

Die Schwierigkeiten, ungeheuerliche Taten

in das eigene Selbst zu integrieren, hat Fjodor Dostojewskij in *Verbrechen und Strafe* meisterlich beschrieben: Rodion Raskolnikow, der die raffgierige Pfandleiherin Aljona Iwanowna und ihre unbescholtene Schwester Lisaweta ermordet hatte, schwankt unaufhörlich zwischen den konträren Deutungen seiner bereits begangenen Tat hin und her. Einmal sieht er sich als einen Napoleon, einen außergewöhnlichen Menschen, der stark genug an Geist und Verstand ist, das Gesetz selbst zu definieren und die »Herrschaft über die Menschen« zu haben: »Wer sich über die höchste Schranke hinwegsetzt, der ist für sie der Gesetzgeber, und wer das meiste wagt, der hat das größte Recht.« Ganz in diesem Sinne erklärt Raskolnikow seiner Gefährtin Sonja, er habe in Erfahrung bringen müssen, ob er »imstande« sei, »eine Grenze zu überschreiten oder nicht«, ob er eine »zitternde Kreatur« sei oder »das Recht« – also jedes Recht – habe. Dieses Experiment kommt zu keinem klaren Ende, denn Raskolnikow, der sich ein »böses Herz« zuschreibt, fühlt sich zugleich als gescheiterter »Feigling«, schon weil er nicht leben konnte, ohne seine Tat zu gestehen; er sieht sich abwechselnd als »geisteskrank«, als eine »Laus wie alle anderen auch« oder als jemanden, über den er ausrufen kann: »Mich selbst habe ich ermordet und nicht die Alte! [...] Und diese Alte hat der Teufel ermordet, nicht ich.« Der heroische Akt des Mörders schrumpft zu einer Tat, die er gar nicht selbst begangen haben will, um dann wieder in denselben Kreislauf des quälenden Räsonierens zu münden.

Während der Protagonist in Dostojewskij's Roman mit seiner teuflischen Faszination an der ultimativen Grenzüberschreitung nicht zu rechtkommt, kennen wir etwa aus der Literatur zum Vietnamkrieg den Veteranen, der nicht mehr in das zivile Leben zurückfindet, weil er an einem »Tätertrauma« zerbrochen ist. Das Erschrecken darüber, im Krieg nicht nur grausame Taten begangen, sondern das Quälen, Vergewaltigen und Töten von Menschen auch noch genossen zu haben, lässt ihm keine Möglichkeit mehr, eine neue Normalität im sozialen Alltag herzustellen.

Aus meiner langen Beschäftigung mit Ge-

walt habe ich zwar gelernt, dass sich für fast alles Vorstellbare und Unvorstellbare Beispiele finden lassen; gleichwohl bin ich zu der Auffassung gelangt, dass in aller Regel nicht nur die Verarbeitung vergangener Taten, sondern bereits ihre Begehung schwierig ist. Da neige ich der Auffassung von Randall Collins zu, der in seinem mikrosoziologisch orientierten Buch *Violence* darauf hinwiesen hat, dass die meisten Menschen die mit Gewalt verbundene »Konfrontationsanspannung« nach Möglichkeit vermeiden wollen. Sie haben hohe Hürden zu überwinden, um sich in die Lage zu versetzen, Gewalttaten begehen zu können. Dies kann allerdings zu einem paradoxen Effekt führen, den Collins als »Overkill« beschreibt: In einer Art »Vorwärtspanik« kommt es dann zu überbordender Gewalt, bei der die Anstrengung zur Überwindung der inneren Barrieren in hemmungslosen Furor umschlägt.

Auch wenn ich anderswo die mechanistischen Tendenzen in Collins' Gewalttheorie kritisiert habe, bin ich mit ihm einer Meinung, dass uns die bei Tätern immer wieder beobachtbare Faszination der Grausamkeit nicht dazu veranlassen sollte, dies für ein unabänderliches Signum unserer Spezies zu halten. Der Hinweis, dass Gewaltsamkeit und Mordlust zur *conditio humana* gehören, mag in irgendeiner Weise richtig sein, aber ich finde, nur in einer recht trivialen Weise: Es ist uns Menschen und wohl nur uns Menschen möglich, so zu handeln und zu empfinden. Gewalt mag eine »Jedermanns-Ressource« sein, wie es oft heißt, und abstrakt mag auch die vielfach gebetsmühlenartig wiederholte anthropologische Weisheit von Heinrich Popitz zutreffen: »Der Mensch muss nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muss nie, kann aber immer töten« – und zwar in allen erdenklichen sozialen Konstellationen, Tatvarianten und Gefühlszuständen. Das hilft uns aber kaum weiter. Bei exzessiver Gewalt und der Fähigkeit zur Grausamkeit gibt es riesige individuelle, soziokulturelle und historische Unterschiede. Auf diese kommt es an, denn die Bereitschaft, andere zu quälen und grausam zu behandeln, ist in allen diesen Hinsichten hochspezifisch und voraussetzungsvoll.

Ich habe übrigens, um auf Deine Frage zu

antworten, Rolf, weder bei der Lektüre von Sofskys Gewaltdarstellungen noch bei meinen Forschungserfahrungen mit jugendlichen Intensivtätern so etwas wie eine Faszination empfunden; ich hatte nur immer den Eindruck, mental sehr nahe am oft grausigen Geschehen bleiben zu können, ohne vor dieser Realität zurückzuschrecken. Wenn es so etwas wie eine positive Faszination bei mir gegeben haben sollte, müsste sie sehr tief unter meinem Bewusstsein verborgen geblieben sein. Ein schlechtes Gewissen habe ich indessen angesichts meiner Freude empfunden, wenn ich nach den Interviews »gutes Material« zu den Taten der Jugendlichen wie eine Beute nach Hause brachte.

Nachdem mich meine täterbezogenen Überlegungen weiter geführt haben, als ich zunächst dachte, muss ich jetzt endlich auf die zweite, am Anfang meines Briefes angekündigte Grundform der Faszination des Bösen zu sprechen kommen. Die meisten Beobachter, darunter auch gesetzestreue Bürgerinnen, fasziniert nicht das moralisch Verwerfliche an grausamen und anderen schädigenden Handlungen, sondern vielmehr die Freiheit, die sich der Verbrecher nimmt. Die oft gar nicht so heimliche Bewunderung für den Verbrecher gilt seinem Mut, sich über die gesellschaftlich etablierten Grenzen des Erlaubten hinwegzusetzen. In Walter Benjamins schillernder Schrift *Zur Kritik der Gewalt* findet sich die Überlegung, dass der Verbrecher deswegen verehrt wird, weil er sich einer übermächtigen Rechtsordnung widersetzt, die ihrerseits ein Gewaltmonopol beansprucht und sich auf Gewalt gründet; und mehr noch werde der Verbrecher geschätzt, weil seine große Misserfolg potenziell rechtssetzend sei und das ohnmächtige Rechtssubjekt an seine tief verschütteten Reserven gemahne.

In einem knappen Entwurf, der mit *Aus einer Theorie des Verbrechers* überschrieben ist, haben Horkheimer und Adorno auf die mimetischen Qualitäten aufmerksam gemacht, die sich noch in der »verkrampften Gewalt des Verbrechers« zeigen. Wenn der Verbrecher demnach fähig ist, sich an seine Umgebung zu verlieren, sich gehen zu lassen, zweckfrei zu handeln und die allenthalben geforderten Versagungen

nicht an sich selbst zu vollstrecken, dann darf man sich wohl kaum darüber wundern, dass er die Hochachtung anderer genießt. Diese beruht nicht darauf, dass sich Dritte an seiner etwaiigen Grausamkeit delekieren, sondern sie gilt dem im Verbrechen aufscheinenden, wie auch immer fehlgeleiteten Drang zum Glück. Das Faszinierende am Bösen wäre dann eine Reminiszenz an die Ahnung, die Polinesso, der betrügerische Schurke in Händels Oper *Ariodante*, zum Ausdruck bringt: »Chi non vuoi se non quello che lice, vive sempre infelice quaggiù.« – »Wer nur will, was erlaubt ist, lebt immer unglücklich hienieden.«

Freilich gibt es noch zahlreiche weitere Eigenschaften von verbrecherischen Taten und grausamen Tätern, die unsere Bewunderung erheischen. So können wir etwa den aus dem Film bekannten Berufskiller bewundern, dem das schwierige Unterfangen gelingt, ein sozial isoliertes Leben zu führen und auf die konventionelle Anerkennung durch die respektable Gesellschaft ganz zu verzichten. Ähnliches mögen wir für die Finessen des Gangsters empfinden, der seine Schandtaten mit besonderer Intelligenz und akribischer Umsicht begeht. Oder für die Verwandlungskünste und die Fähigkeit mörderischer Verbrecher, in verschiedene Identitäten zu schlüpfen, für die Robert Louis Stevensons *Dr. Jekyll and Mr. Hyde* sprichwörtlich geworden ist.

Die soeben in einigen Aspekten dargestellte Verwendung der Kategorie »des Bösen« durch Akteure und Beobachter realer oder fiktionaler Gewalt und Grausamkeit sollte nicht zu dem Schluss führen, dass es sich dabei um einen analytischen Terminus handelt. Allein schon, weil er weiterhin in der sozialen Wirklichkeit gebraucht wird, kann der Begriff des Bösen jedoch nicht einfach aus dem sozialwissenschaftlichen Vokabular gestrichen werden. Es handelt sich dann aber um einen problem-anzeigenden Begriff, der in ein explikatives Sprachrepertoire übersetzt werden muss, wie das etwa bei Hannah Arendts These von der »Banalität des Bösen« geschehen ist, die von einigen Beiträgen in diesem Band aufgegriffen wird.

Warum wir die hier versammelten Beiträge

unter dem Titel »Masken des Bösen« veröffentlichen, lieber Rolf, versteht sich wohl nicht von selbst und wir sind in unserem Briefwechsel bisher nicht direkt darauf eingegangen. In der modernen, das heißt der säkularen und nachmetaphysischen Welt, so hatten wir das diskutiert, tritt »das Böse« zumeist maskiert auf den Plan. Unbefangen lässt sich nämlich kaum von »dem Bösen« sprechen, weil der Begriff nichts erklärt, sondern – wie Du schreibst – allenfalls beruhigt. Könnte man jedoch nicht mit gleichem Recht sagen, dass es sich weniger um eine Beruhigungs- als vielmehr um eine dramatisierende Skandalisierungsformel handelt, wie etwa in der Rede von der »Achse des Bösen«? Deine Idee, dass das Böse als Repräsentant des Nicht-Erklärbaren beruhigt, leuchtet mir allerdings auch sehr ein. Aber wodurch eigentlich soll diese Beruhigungswirkung eintreten? Weil wir ein Wort, einen Bannspruch für das gefunden haben, was uns zutiefst erschreckt? Ist die Beruhigung nicht viel zu leicht als etwas durchschaubar, was lediglich einer Rationalisierung entspringt? Jedenfalls handelt es sich bei der Invokation des Bösen um eine Beruhigung, die in zahlreichen institutionellen Sphären keine Akzeptanz findet. Das Böse muss sich maskieren und kehrt in anderem Gewande wieder.

Der Verbrecher als Inkarnation des Bösen widerspricht dem modernen Strafrecht, das seinem Selbstanspruch nach nur Tatbestände, nicht aber »das Böse« im Täter sanktionieren kann. Gleichwohl reagiert es in seinem präventiven Anspruch auf die Gefahren, die etwa vom terrorbereiten Schläfer ausgehen, und führt damit eine Denkfigur wieder ein, die »das Böse« als überall lauernd vermutet. Von der naturwissenschaftlichen Erklärung von Verbrechen durch die Aktivität von Gehirnsubstanzen bis hin zum innerpsychischen Angriff auf die Lebenstribe – überall kehrt »das Böse« in verwandelter, verdeckter oder auch verstellter Weise zurück. Das hat mit den diskursiven Funktionen zu tun, welche die Rede vom Bösen nach wie vor erfüllt, obwohl wir nur noch in einem uneigentlichen Sinne von »dem Bösen« sprechen und ihm lediglich eine Lückenbüsser-Rolle für das Nicht-Erklärliche und Allzu-Geheuerliche zubilligen können. In verschiedenen Variationen,

lieber Rolf, zeigen dies die Beiträge unseres Bandes, von denen ich viel gelernt habe.

Mit herzlichen Grüßen, Dein Ferdinand.

Frankfurt am Main, den 29. März 2016

Lieber Ferdinand,
im Rückblick bin ich froh, dass wir diesen Weg gewählt haben, um in das Buch einzuführen. Es wird eine Suchbewegung deutlich, die nachdenklich macht, wobei ich mich weniger entschieden erlebe, als Du es wohl bist. Von unseren Gesprächen, den Diskussionen mit den Studierenden unseres einschlägigen Seminars im Wintersemester 2013/14 und der Lektüre der Aufsätze unserer Beiträgerinnen und Beiträger habe ich sehr profitiert. Für mich ist es die Fortsetzung einer Auseinandersetzung, wie ich sie mit dem Buch *Hass und Gewaltbereitschaft*, zusammen mit Volker Caysa, geführt habe.

Ein Gedanke zum Schluss: Brauchen wir nicht die Rede von »dem Bösen«, um uns eine Vorstellung von »dem Guten« zu machen? Oder würdest Du auch diesen Begriff aus Deinem Vokabular streichen wollen? Lass uns das bei nächster Gelegenheit diskutieren.¹

Ich grüße Dich herzlich
Rolf

Anmerkung

1 Wir, die beiden Herausgeber, danken Alina Brehm und Alexander Kern für ihre tatkräftige Unterstützung bei der Bearbeitung der Manuskripte.

Die Herausgeber

Rolf Haubl ist Professor im Ruhestand für Soziologie und psychoanalytische Sozialpsy-

chologie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, ebendort vormaliger Direktor des Sigmund-Freud-Instituts, Gruppenlehranalytiker (D3G) und (Lehr-)Supervisor (DGsv). Themenrelevante Publikationen: *Hass und Gewaltbereitschaft* (2007, gem. mit V. Caysa), Neidisch sind immer nur die anderen. Über die Unfähigkeit, zufrieden zu sein (TB 2009), »Wenn Langeweile tödlich wird« (2015), in: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 70, 161–175.

Ferdinand Sutterlüty ist Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Familien- und Jugendsoziologie an der Goethe-Universität und Mitglied des Kollegiums am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören Familien-, Kindheits- und Jugendsoziologie, Gewaltforschung und Kriminalsoziologie, Religionssociologie, Konfliktforschung, soziale Ungleichheit und Sozialtheorie. Ausgewählte themenrelevante Publikationen: *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung* (2002), »What the Situation Explains: On Riotous Violence« (2015), in: D. Ziegler, M. Gerster & S. Krämer (Hrsg.), *Framing Excessive Violence: Discourse and Dynamics* (S. 59–79).

Kontakt

Prof. Dr. Dr. Rolf Haubl
Sigmund-Freud-Institut
Myliusstraße 20
D-60323 Frankfurt am Main
E-Mail: haubl@sigmund-freud-institut.de

Prof. Dr. Ferdinand Sutterlüty
Goethe-Universität Frankfurt
Fachbereich 03 Gesellschaftswissenschaften
Institut für Soziologie
Theodor-W.-Adorno-Platz 6
D-60629 Frankfurt am Main
E-Mail: sutterluety@em.uni-frankfurt.de